

Saale-Zeitung.

Wesensdruckers Jahrgang.

Anzeigen

werden die 6 wöchentlichen Anzeigen...

Schrittweise und Haupt-Geldschüttel...

Schrittweise und Haupt-Geldschüttel...

Bezugspreis

In Halle vierteljährlich des monatlichen...

Bei unregelmäßiger eingehender Korrespondenz...

Genehmigung der Schriftleitung Nr. 1140...

Nr. 127.

Halle, Mittwoch, den 17. März

1915.

„Siegen oder untergehen!“

c. B. Amsterdam, 16. März.

„Daily Mail“ meldet aus Valparaiso: Die Barke „Lor-...“

Der Kapitän des kleinen Kreuzers „Dresden“ hat — wie die Führer aller unserer Schiffe — sein Wort zur Wahrheit werden lassen.

Wie „U 29“ arbeitet.

c. B. Rotterdam, 16. März.

Die „Times“ melden: Die Kapitäne, Offiziere und Besatzungen der drei Dampfer, die Freitag früh bei den Scilly-Inseln durch „U 29“ angegriffen wurden, sind in Venezuela gelandet. Es sind keine Menschenleben verloren.

Französische Blockade-Maßnahmen.

WTB. Paris, 16. März. Die Wälder veröffentlichten eine ansehendere halbamtliche Note, die besagt, daß die französische Regierung heute auf die amerikanische Anfrage betreffend die französische englische Note vom 1. März antworten wird.

Die Antwort der Verbündeten an Wilson.

Der „Temps“ befragt in zwei Artikeln maritime Fragen und befragt aufs bestmögliche den Vorschlag Wilsons.

Schwere Verluste der Russen in den Karpathenkämpfen.

WTB. Wien, 16. März. Amtlich wird verlautbart: 16. März 1915. Angriffe harter feindlicher Infanterie auf unsere Stellungen östlich Sulejow und bei Populjow an der Front in Polen wurden abgewiesen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Löfer, Feldmarschalleutnant.

Entente hier irgendeine Konzeption machen. Ferner bezieht sich der „Temps“ die Angelegenheit der „Dacia“ und sagt partiell: Trotzdem Deutschland gleichsam für ungelöst (!) erklärt sei, wodurch die Entente machen könne, was sie wolle, müßte sie trotzdem nicht ihre große Eigenmacht.

Aufgebrocht.

WTB. Helsingborg, 16. März. Der Dampfer „Gloria“ aus Helsingborg ist von einem deutschen Kriegsschiff zur Untersuchung nach Einmündung gebracht worden.

WTB. London, 16. März. Die englische Regierung hat die amerikanische Regierung benachrichtigt, daß der Dampfer „Racifit“ freigelassen werden soll, sobald es feststeht, daß die Ladung unerschädigt ist.

Die französische Furcht vor den U-Booten. WTB. Paris, 15. März. Nach Meldungen der Wälder aus Bordeaux wird der Passagierdienst der Compagnie Transatlantique von Ende März ab von Le Havre nach Bordeaux verlegt.

Die Beschießung von Drowicee.

Das „Pariser Journal“ meldet aus Marjafau über die Beschießung von Drowicee: Während einiger Tage überschüttete der Feind die Festung wirksam mit Geschossen. Am 11. März ließ die Beschießung etwas nach.

Vergebliche Anstrengungen der Russen in der Bukowina.

In Czernowiz ist fast täglich Kanonendonner zu hören. Die Russen versuchen, die österreichische Front auszugreifen, aber vergeblich. Durch erfolgreiches Schießen der Österreicher wurden mehrere russische Batterien, welche in einem Bergwalde verborgen waren, vernichtet. Die

Russen versuchten, das Bukowinagebiet nördlich des Pruth zu erobern, es ist ihnen aber bisher mißlungen.

Deutsche Truppen entrißen den Russen westlich von Ujot in den Karpathen einen wichtigen Stützpunkt und halten ihn fest.

Die schwereren Kämpfe in den Karpathen.

WTB. Wien, 16. März. Der Kriegsberichterstatter der „Reichspost“ schreibt: Die Unternehmungen an der über 400 Kilometer langen Karpathenfront sind zu einer großen Schlacht zusammengewachsen, in der sowohl an den wichtigsten Stellen der Front als auch an den Flügeln noch erbittert gekämpft wird. Wir sind heute so weit, daß die in unregelmäßigen Eingangsstöße zu den Karpathenübergängen durchweg in unsere Hände sind.

Eine antijüdische Russenproklamation.

WTB. Stockholm, 15. März. Der Festungscommandant von Nowo-Georgiewsk hat an die ihm unterstellten Truppen des Festungsranons folgenden Befehl vom 27. Nov. (russ. Stils) Nr. 89 erlassen: „In deutschen Klättern sind Artikel erschienen, in denen davon gesprochen wird, daß in der Person der russischen Juden die Deutschen hoffnungslosen Verbündeten begegnen, die, abgesehen davon, daß sie für Verpönlantierung sorgen, als die besten, teilweise ungenutzten Spione erscheinen, bereit zu allen Diensten, wenn es nur zum Schaden russischer Interessen ist.“

Die Bilanz der Neutralen.

Schon ziemlich lange seit dem Beginn des Weltkrieges war das Studium der uns feindlichen Presse, namentlich der französischen, nicht mehr so interessant, wie im gegenwärtigen Augenblick. Nicht als ob sich der Grundton geändert hätte. Taufend Federn aller Parteien verfluchten täglich die Notwendigkeit, den hartnäckigen, von den äußersten Grenzen der Zivilisation genommenen Gegner niederzuwerfen, unbillig zu machen, ihn fürchtbar zu machen. Aber die Note des hohen Selbstbewußtseins, daß die Macht der drei vereinigten



Reihe genügen werde, um zu diesem Ziel zu kommen, ist geschwunden. Man hat sich diese Schwäche schon mit leichter Selbstbesänftigung eingekleidet, als man — um den Preis großen Ruhms — von Paris aus den vergeblichen Appell an Japan richtete. Man magst aus ihr heute dort erst recht kein Hehl, da man, unzufrieden mit der englischen Hilfe und der sich rüdwärts drehenden öffentlichen „Dampfwalze“, nach immer neuer Hilfe im ganzen Bereich der Karte Europas ausging.

Die Haltung der Neutralen ist das beständige Thema der Erörterung in den französischen Blättern, aus der immer die Beförderung herausfließt, daß das Spiel verloren sei, wenn die neutralen Länder sich nicht zu der Erkenntnis der Selbstverständlichkeit des Interesses auch aller übrigen Staaten sei. Man spricht von der Haltung der Neutralen nicht in dem Sinne wie bei uns, die wir ganz zufrieden sind, wenn sie bei ihrer Stellung außerhalb des Kampfes beharren. Wir vertrauen auf unsere Kraft, die Hingabe unserer kämpfenden Brüder, die Loyalität unserer Führer, die Tapferkeit unserer Bundesgenossen. Dort aber ertönt unablässig die Hoffnung auf Hilfe von den Neutralen, und sie sehen in jedem neutralen Land, das nicht bereit ist, endlich seine Truppen gegen uns oder unsere Verbündeten marschieren zu lassen, einen Feind. In jeder pflichtmäßigen Ueberlegung der unbetrefflichen Regierung über den Weg, den ihr Interesse sie weist, in jeder selbständigen Stellungnahme sehen sie die Möglichkeiten deutscher Agenten, die die europäischen Hauptstädte mit einem Netzwerk unfideller Verdienste überziehen. Wilson mag heute bewußt, daß Italien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland sich trügerweise von Deutschland eine ihren nationalen Interessen abträgliche Politik „aufzulegen“ ließen. Clemenceau und andere wieder prophezeien die Stunde, in der das Netzwerk gestirnt lenkt und alle dem gemüßbrachten Ruhe der Tripel-Entente gefolgt sein werden.

Es ist un schwer, zu erkennen, wo die Wahrheit liegt: darin, daß die nun nach dreierdreißigjähriger Dauer des Weltkrieges den Neutralen ermöglicht hat, die Bilanz der vollenzogenen und der vorauszuweisenden Entwicklung für ihre Interessen zu ziehen und daß diese Bilanz nicht zugunsten der Erwartungen des Dreierbundes ausgefallen ist. Dieser Glaube, in jedem einzelnen der neutralen Staaten einen Schänder zu sehen und sah den Beginn der Dardanellen-Aktion als den Moment an, da mit dem Einfall in den Frieden begonnen werden könne. Die Enttäuschung war groß, als zuerst und zugleich Griechenland, dem man das größte Blutopfer dabei zugeordnet hatte, verzog. Die Enttäuschung ist begrifflich, denn man verfügte dort über einen Staatsmann, der, seit man ihn in London mit Ehren und Aufmerksamkeiten überhäufte, ganz im Geiste der englischen Politik schwamm, man hatte Militär- und Marine-Infanterie gestellt, lange genug die Presse bearbeitet und gegen Bulgaren und Türken als den gemeinsamen Feind Stimmung gemacht. Aber man machte hier wie anderswo den Fehler, daß man die Wirkungen der eigenen Agitation übersehete, daß man nicht alle bestimmenden Faktoren in Rechnung zog, daß man, in dem fremden Volke nur ein Werkzeug sehend, an sein wirkliches, eigenes Interesse zu wenig dachte. Die Griechen haben selbstverständlich in der Levante Interessen, mit denen ihnen leicht zu schmeicheln war; die kleinasiatische Küste, an der Hunderttausende ihrer Stammesgenossen heben, ist ein Preis, der für sie eines hohen Einsatzes wert war. Die Ägäische See ein heiliges Meer ist eine Verheißung, die auf die nationale Phantasie aufreizend wirken mußte. Aber wie konnte man glauben, Griechenland verweigere die Verbindung, an die die Erfüllung geknüpft sein werde — ein russisches Konstantinopel? Was jetzt, das tatsächlich die notwendige Rückendeckung gegen eine Aktion Bulgariens für die Entscheidung des heiligen Generalstabes und des Königs maßgebend war — darüber hinaus konnte diesen weitblickenden

Männern die Selbstverständlichkeit nicht entgehen, daß sie nur aufgedrungen wurden, hilflose Hand zum nationalen Selbstmord zu leisten. Die Vorsehung hat sich nicht das Ziel, zu dem England seine Kriegshilfe nach den Dardanellen in Bewegung gesetzt hat. Ihm schwebte eine ganz andere Regelung, die Internationalisierung der Meereengen, vor, die englische Kriegshilfe ebenso ins Schwarze Meer hinein, wie russische herausbringen sollte. Vielleicht sollte die griechische Mitwirkung bei den Kämpfen zu Lande sogar der englischen Diplomatie ein Mittel dazu sein, der russischen Kooperation etwas von ihrer Bedeutung, von ihrem Anspruch auf Belohnung zu nehmen. Aber der englische Kalkül — immer den unmaßgeblichen Fall des Gelingens der Dardanellen-Aktion vorausgesetzt — ist überhaupt falsch. Jährt England, der Not gehörend, um sich von dem gegenwärtigen, ihm so furchtbaren Druck auf seine ägyptische Flotte zu befreien, die Russen in das Mittelmeer hinein, so wird es sie nie mehr daraus vertreiben können. Jeder Versuch dazu würde den Tag des unausbleiblichen russischen Vormarsches nach Indien beschleunigen. England ist hier der schwächere Teil, Rußland würde der Gewinner sein. Was die Griechen von einer Machtverteilung auf der Grundlage eines solchen Ergebnisses zu erwarten hätten, ist ihnen allen klar. Daß sie über den Wünschen, die sie befehlen, doch auch dieses Mißtrau, das man ihnen gemutet, nicht vergessen, das hat die Ruhe bemerkt, mit der der Regierungswechsel aufgenommen worden ist.

Man hofft man in den Hauptstädten der uns feindlichen Partei, wie römische Blätterstimmen zeigen, auf einen plötzlichen Umsturz der Stimmung in Bulgarien. Man winkt ihm mit zwei Dingen zugleich, mit Mazedonien und mit Adrianopel. Vergebliches Winken! Man hat in Sofia noch weniger als in Athen besondere Eile, die Festsetzung Rußlands am Zeitpunkt des Falls durchsetzen zu lassen. Ein wenig längerer Zweifel mißt sich auch in all die Hoffnungen, und die Petersburger „Recht“ prophezeit ein bulgarisch-rumänisch-griechisches Zusammengehen, „um im gegebenen Augenblick das Kondominium dieser drei Staaten mit Gewalt zu sichern“. Das ist wenigstens ein christliches Eingeständnis der Gefahr.

Dieser Situation entspricht natürlich der unvermeidbare Umsturz der Stimmung in Rumänien. In dem Augenblick, wo die Möglichkeit der völligen Absonderung Rumaniens vom Mittelmeere durch russische Dardanellenherzhaftigkeit drohte, ist auch der Partei der Diamant und Tafe Jonescu der Appetit auf Transjordanien vergangen. Hier, wo die Franzosen so viel Gold austreteten und so viel Hoffnungen dafür ernteten, mußten sie sich am ersten sagen, daß man mit der Aufzählung der Dardanellenfrage eine riesige Dumheit gemacht. Zumal das spezifische Verhalten der Russen gegenüber der rumänischen Bevölkerung der Bukowina und nachher ihr Zurückweichen über den Pruth die Partei der Interventionsfreunde in Rumänien schon erheblich geschwächt hat.

Am stärksten ist nun noch die Rechnung der Tripel-entente mit Italien. In der Tat sprechen allerlei Anzeichen dafür, als müsse, nachdem an den militärischen Vorbereitungen dort lang und nachdrücklich gearbeitet worden, dort in der nächsten Zeit die Entscheidung fallen. Wir aber dürfen doch wohl hoffen, daß die Klugheit der italienischen Staatsmänner, die das nationale Interesse Italiens als die alleinige Richtschnur ihres Handelns verbindet haben, unseren Feinden eine neue Enttäuschung bereiten wird. Die Anregung, daß Italien par despit, lediglich aus gewissen Gegenätzen zur griechischen Politik heraus, jetzt Loslösungen möge, wird in Rom sicherlich die kalte Ueberlegung beilegen, mit der man den Dingen bisher gegenüberstand. Die italienische Politik wird unter großen Gesichtspunkten gemacht und die Notwendigkeit, Italien für die Zukunft eine machtvolle Stellung im Mittelmeer zu sichern, wird diese Politik beherrschen. Diese Seite-

zung kann nicht gesehen, wenn Italien, lediglich um seiner nationalen Aspirationen an der Nordgrenze willen, sich im Mittelmeer zur Dienerin der Herrin von Sizilien machen läßt. Zudem ist ja bereits bekannt geworden, daß die aus dem erwähnten nationalen Wünschen im Norden entstehende Spannung auf dem Wege zur freundschaftlichen Lösung ist.

Daß die Neutralen, die vor allem am Gang des Seeampfes interessiert sind, daß Holland, Skandinavien, ja selbst Amerika, aufgebracht über die Schädigung ihres Handels durch Englands Seeblockade, sich heute aber wohlwollender denn zuvor gegenüberstehen, ist längst bekannt. Ebenso, daß in Spanien und im lateinischen Südamerika unsere militärischen Erfolge allmählich die Eindring der wahrheitsfälschenden gemäßigten Propaganda weit gemacht haben. Was die Neutralen, soweit sie sich veranlaßt haben, die bisherige Bilanz des Krieges zu ziehen, beunruhigt, das sind nicht mehr die Agitationen, sondern die Tatsachen. Die Tatsachen sind es, die sie in Rechnung setzen, und diese Tatsachen sprechen, wie wir bei aller notwendigen Besonnenheit uns sagen können, für uns!

Vom westlichen Kriegsschauplatz

Der amtliche französische Bericht.

WTB. Paris, 16. März. Amtlicher Bericht von gestern abend: Der gestrige Tag war durch zahlreiche, für uns günstige Kampfhandlungen gekennzeichnet. Im Kampfe um eine feindliche Feldbesetzung wurden die Deutschen zurückgedrängt und ließen etwa 50 Tote auf dem Kampffeld. Nördlich Arras nahmen wir durch einen glänzenden Angriff unserer Infanterie drei feindliche Schützengräben auf der Höhe Notre Dame de Loreste ein. Wir machten etwa 100 Gefangene und brachten das Munitionslager zur Explosion. Weiter südlich, nahe der Straße von Lille, sprengten wir mehrere deutsche Schützengräben. Im Gebiet von Albert und Carton sprengten die Deutschen mittels einer Mine einen unserer Schützengräben und besetzten den Erdtrichter. Wir vertrieben sie daraus und besetzten uns dort. In der Champagne erzielten wir neuerlich Fortschritte. Wir warfen zwei Gegenangriffe von Höhe 196 nordöstlich Le Mesnil zurück, machten Gefangene und erbeuteten Minenwerfer. In den Argonnen herrscht seit gestern große Tätigkeit im Gebiete von Sagette. Zwei feindliche Gegenangriffe wurden abgewiesen. Zwischen Jour de Paris und Bolante verjagte der Feind zwei neue Gegenangriffe, welche wie die drei ersten mißglückten. Nahe Baugnots unternahm unsere Infanterie einen erfolglosen Angriff. Wir machten zahlreiche Gefangene. Am 16. Februar wurde der Feind in die Deutschen durch einen vier unserer Schützengräben. Sie schufen in denselben nach der Explosion fünf. Wir eroberten die beiden ersten und die Hälfte des dritten Grabens zurück. Der Kriegsminister flattede gestern dem General Munnoury einen Besuch ab.

15jährige und untaugliche als Grundhof der neuen französischen Armee.

Die Köln. Ztg. meldet von der französischen Grenze: Der Kriegsminister Millard wird demnächst den Jahrgang 1916, also die jungen Leute einstellen, die in diesem Jahre ihr 19. Lebensjahr vollenden. Dazu soll aber auch schon der Jahrgang 1917 ausgemustert werden. Das heißt die 15jährigen. Nicht genug damit, sollen auch noch alle untauglichen erklären der früheren Jahrgänge mit Einschluß sogar derjenigen, die bereits an die Front geschickt waren, hier eine Krankheit oder Verwundung davongetragen haben und als dauernd untauglich erklärt worden waren, nochmals wieder vor den Revisionsrat kommen, um über die Tauglichkeit von neuem untertucht zu werden. Auf diese Weise vergrößert sich der Kriegsminister eine neue Armee nach im Laufe des Jahres ins Feld zu stellen.

Diese Maßnahmen lassen deutlich erkennen, wie dringend man in Frankreich einer neuen Armee bedarf. Sie haben aber in Frankreich selbst die größten Besorgnisse wachgerufen, die in diesen Tagen auf die verheerendste Weise Ausbreitung fanden.

Helm schälte in sich hinein, während er, durch Schwermel leicht verborgen, nach hier und da ein Strichlein hinaufschuf. Er hörte noch, daß die heilige Maria zur Kirche ging und daß jede Seelchen zu ihr kamen, die um Entschuldigungen, und er hörte die süße Kinderstimme weiter klingen:

Kann euch nicht lassen hier sitzen. Die Engeln tanzen hier. Tansen im lebenden Hemblein. Im grünen Kräutlein.

Dann brach der Gesang jäh ab. Große, blaue Kinder-Augen haben erstarrt zu Helm Hembeläuf, er aber legte, mit einem Blick auf das schlafende Kind, befehlsmäßig seinen Zeigefinger gegen die Lippen und zog artig den Fut.

„Gegrüßet seist du, Maria“, sagte er dann ganz leise. Die kleine Blondhaarige mit den biden Fleckenträgeln über den roten Ohren schüttelte lachend den Kopf.

„Animm! Ich heiße ja gar nicht Maria. Ach, heiße ich, Ni Dornberg!“

Helm zog wieder den Fut und Li erstözte leicht. „Ist das Ihr Brüderchen?“ fragte der Vater, auf das schlafende Kind deutend.

Li schüttelte energisch den Kopf. „Wo doch Mutter so lange tot ist! Nein, ich bin Woters Einzige, aber sehen Sie doch mal, ist das Kind nicht süß?“ Helm nickte ernsthaft.

„Es gehört der Burg herrin“, berichtete die Kleine, „und ich bitte zuweilen mit dem Jungen und denke, es wäre mein!“

„Wohnen Sie auch in der Burg, mein kleines Fräulein?“ fragte Helm Hembeläuf. „Natürlich“, lachte Li leise auf. „Wo soll man denn hier sonst wohnen?“

„Sind viel Gäste auf Leutenstein?“ Die Kleine zuckte die hübschen Schultern. „Vielleicht mehr als genug, Herr Hembeläuf.“

„Sie kennen mich?“ „Nein, Sie nicht, aber Ihre Bilder. Ich habe Ihre sehr Ausstellung bei Raffierer gesehen, und da bei der Mittagstafel im Burgfried davon die Rede war, daß Sie heute als Burggast eintreffen würden, war es nicht schwer, Sie zu erwarten.“

Für ihre Jahre hatte die kleine Blonde eine erstaunliche Stärfheit.

(Vorfestung folgt.)

Die weiße Frau.

Ein Roman vom Leutenstein von Franz Wotho.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Einem Augenblick trafen sich die Blicke der beiden Männer wie zwei scheinende Schwerter. Etwas Feindliches glomm von einem zum anderen, dann blinnten die grauen Augen des Mannes mit dem fahlgelbten Kopf spöttisch auf, und wie ein Raschen kam es von seinen Lippen, roten Lippen.

Verwundert folgte der Fremde dem Blick des abwärts Glühenden und mit diesem Erblicken gemachte er, daß auf dem schmalen Wege, der nach dem Hammer Beckstein führte, das weiche, weiße Kleid der Friedenden sichtbar wurde, das wie eine leichte Fahne im Winde flatterte. Unwillkürlich vertrat der Fremde dem Manne, der die Frau augenscheinlich verfolgte, den Weg.

Er hatte plötzlich das Gefühl, als müsse er das blaue, verängstigte Weib schützen, als dürfe er nicht buden, daß dieser da sich ihr auch nur um Soaresbreite näherte.

Und der Mann mit den kalten, grauen Augen, als er rierte er die Gedanken des neuen Burggastes, bemerkte mit maßlosem Lächeln:

„Die Frau dort ist krank, mein Herr, und außerdem ist sie noch meine Frau.“

Und ehe sich der Fremde fassen konnte, hatte ihn der andere scharf zur Seite gedrängt und war häufig der weißen Frau nach, den schmalen Weg abwärts, geeilt.

Einem Augenblick stand Helm Hembeläuf wie erstarrt. „Seine Frau?“ dachte er. „Freilich, dann hatte er selber ja kein Recht, die Frau zu führen. Aber wissen Sie nicht von ihrem Manne verstorbt? Kennnte der Mann ihn nicht gewißlich haben, nur um zu verhindern, daß er der Frau zu Hilfe kam?“

Gespannt blinnte Helm den Weg hinauf. Der Verfolger hatte jetzt die Friedende erreicht. Ein paar Worte von ihm ließen die abwehrnd erhobenen Hände der Frau müde hernieder sinken, und das Haupt tief geneckt, wandte sie sich und schritt, wenn auch augenscheinlich widerwillig, an der Seite ihres Begleiters mit müden Schritten den Burgberg wieder hinan.

„Womit hat der Keel das schöne Weib nur gezwungen?“ dachte Helm, während er langsam weiter wanderte. „Er muß

ja eine ganz eigene Macht über die blaue Frau haben“ murmelte er vor sich hin. „Im übrigen scheinen sie ja auch auf dem Leutenstein zu wohnen. Da muß ich mich eilen, daß ich vor ihnen die Burg erreiche.“

Künftig schritt Helm Hembeläuf bergan. Aber ihm war, als sei ein Schatten über die des Frühlingserntes gefallen.

Nun führte der Weg ganz steil hinan; bald hatte Helm die aufwärts führende Straße erreicht. Er stand im unmittelbaren Bannkreis der Burg.

Stolz und würdig hoben sich die uralten, gewaltigen Mauern mit ihren im Sonnenlicht blinkenden Fenstern und ihren leuchtenden Zinnen vor ihm empor. Die Anlagen des Burgberges entlockten ihm fast einen Schrei des Entzückens. Die ganze Welt hier stand in Blüten. Und Helm schaute und trank in burigen Sägen die Schönheit dieser Einsamkeit. Die schweren Trauben des stummenden Goldregens mischten sich mit denen des ständlichen Frieders und dem weissen und zartrota Blütenregner der Obstäume.

Links am Wege, wahrhaftig, da winkte ja ein entzückendes, altfränkisches Bauernhäuschen, ganz von wilden Heckenroten umwuchert.

Und unter der von Rosen umrandeten Haustür ein junges Mädchen mit goldblondem Haar. Das wiegte ein Kind im Schoße und lang dazu leise und vertraut in die Goldstut des Abends hinein:

„Heilge Maria am Roden spann, Am Roden lebentien. Den letzten Baden so sie aus, Der Roden war zu End.“

Unwillkürlich blies der Wandernde seinen. Sein Maler-Auge hing im leuchtendsten Entzücken an dem Bilde.

Das junge Ding da, kaum siebzehnjährig, in mitterlicher Zärtlichkeit über das kleine, schlafende Wesen gebeugt, Blätter der wilden Rosen im Haar und ein köstliches Lächeln um die roten Lippen, war wirklich von zührender Schönheit.

Und Helm konnte nicht anders. Schnell zog er sein Stiegenband aus der Tasche und mit wenigen Strichen zauberte er das hübsche Bildchen auf die weiße Fläche, während die Kleine lang:

„Heilge Maria am Hemblein näst — Am Hemblein lebentien. Die letzte Nacht hat sie genäst, Das Hemblein fertig war.“

